



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1925

5 (1925)

Vergißmeinnicht

Zeitschrift
der Mariannhiller Mission



Nr. 5

Mai 1925.

43. Jahrgang.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke verwendet.
Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter der Mission werden
täglich 2 oft 3 hl. Messen im Mutterhaus Mariannhill Südafrika, gelesen.

Vergissmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das „Vergissmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1.50 G-M für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr., für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission, in Würzburg, Pleicherring 3
Postfachkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postfachkonto Köln 1652,

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52 p
Postfachamt Breslau 15 625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postfachkasten Wien 24847, Budapest 19814,

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf, St. Uri (ab 1. Mai 1925)
Postfachkonto Luzern VII. 187.



Gebetsempfehlungen.



In einem besonderen Anliegen 10 Mk.
zu Ehren der immerwährenden Hilfe des
hl. Josef.

Für einen Geisteskranken Sohn.

In einer Prozession zweier Söhne. 5 Mk.

Um Besserung meiner Söhne. Um
gute Ehefrau für meinen Sohn. Um
glückliche Entbindung. Besserung meines
Mannes im Familienleben. Um Segen
Gottes im Haus und Stall. Im besonderem
Anliegen. Missionsalmosen 8 Mk.

Bekehrung eines Mannes.

Um guten Hausverkauf. Um glücklichen
Ausgang einer Gerichtssache und um Er-
langung einer Arbeitsstelle.

Ein kranker Vater. — Um glücklichen
Ausgang der Prüfung. Ein geisteskranker
Sohn. Eine schwergeprüfte Person. Eine
verleumdete Familie. Um baldige Erlan-
gung einer größeren Wohnung, um Gesund-
heit des Kindes und in einem besondern
Anliegen Mk. 10 zu Ehren des heiligen
Judas Thaddäus und der seligen Theresia
vom Kinde Jesu, um Hilfe.



Memento.



Am 14. Februar starb unsere große
Böhlertöchterin Fräul. Lina Jammer in
Duisburg Meiderich im Alter von
65 Jahren nachdem sie viele Jahre als
treue Förderin unsere lb. Mission unter-
stützte. Möge der Herr ihr übergroßer
ohn sein.

Unerwartet starb im Februar Herr
Richard Knopp. Der Verewigte war
langjähriger Mitarbeiter auf unserer Ver-
tretung in Breslau. Ein dankbares An-
denken soll der edlen Seele bewahrt bleiben.

Bünne: Lehrer Wehmann. Katernberg:
Frau Hubert Alker. Barnhövel: Frau
Bedmann. Mülheim — Saarn: Ernst
Otterbeck. Tenholt: Frau Anton Peters.
Ellhausen: Frau Tusch. Münsterfeld:
Hochw. Pfarrer Römer. Gütersloh: Jos.
van der Benken Dortmund: August
Rüfing. Aachen: Wilhelm Girkous. Ober-
dreh: Lucia Mörs. Bonn: Frau Dr.
Woodfeld. Ahlen: Heinrich Wilhelmann
Berg. Gladbach: Anna Brück. Schiefden
H. Kroenberg. Bruch: Fräul. Maria Wever



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nr. 5.

Mai 1925.

43 Jahrgang.

◊ Maientag. ◊

Zur Ruhe geh'n die müden Sterne
Beim Frührots zartem Dämmerchein.
Mit Glocken läutets nah und ferne
den Maientag Mariens ein.
Ave Maria.

Dann sieghaft steigt auf goldnen Schwingen
Die Sonn' empor auf Lichtes Bahn
Und Mittags tönt mit hellem Klingen
Mariengruß zum Himmel an.
Ave Maria.

Der Abend naht — in frommer Weise
Liebfrauenlob vom Turme weht:
Die Königin der Engel leise
Durchs Blütenland des Maien geht.
Ave Maria.

P. Dom. R. M. M.

Priesterweihe in der Mission.

Priesterseminar in Mariatal.



till und ruhig nahm unser Semester seinen gewohnten Fortgang. Die Liebe zur Wissenschaft ließ in uns wieder den Wunsch wach werden, allmonatlich zu kurzen Vorträgen mit anschließender Aussprache zusammen zu kommen. Es soll vor allem an theologisch-praktische in unser Missionswesen einschlagende Themata gedacht werden. Bisher wurden zwei Vorträge gehalten und besprochen: Der hl. Augustinus als Wahrheitsucher, und:

Das Tischgebet im christlichen Altertum. Aber auch die körperliche Abspannung wird während des Semesters nicht vergessen. So führte uns schon ein längst geplanter Spaziergang zum Umkomasriwer. Mit leichtem Schritt und sangesfrohem Herzen zogen wir bei frischer Morgensonne aus, aber nur langsam und schleppend konnte der müde und blasenbefähigte Fuß den Heimweg finden. Die fühlbaren Folgen des Umkomasausfluges ließen uns zu der Ansicht kommen, solche Ausflüge durch Afrikas Löcher nicht mehr absonderlich zu suchen. —

Feuchte regnerische Witterung weckt nicht nur beim Landmann Besorgnis um die zukünftige Ernte, auch die Lebewesen haben vom lieben Gott nun einmal den eigentümlichen Zug, der alles belebenden Sonne den Vorzug zu geben. So klagt der Farmer über ein zu regenreiches Jahr. Stürme ziehen vorüber, Fenster werden zertrümmert, Bäume entwurzelt, die wohlbestellten Felder weggeschwemmt. Doch neben den Klagen des Farmers über schlechte Witterung gehen auch die Klagen der armen Schwarzen über Krankheit und Tod, die auch auf unserer Station ihre Opfer forderten. Der Typhus hat die Krankenzimmer gefüllt. Bei uns wird dieser grausame Wüterich durch wiederholtes Einnehmen bitterer Umuti und öftere Impfungen im Keim erstickt. Das in diesen Tagen fallende Namensfest unseres Hochw. P. Rektors konnten wir deshalb leider nur im engsten Kreise getrennt von der Gemeinde mit einer kleinen Ovation beim Mittagstische feiern.

Die Vorlesungen wurden unter Gebetshilfe der Schwarzen — es kommt vor, daß unsere schwarzen Christen in ihrer hohen Auffassung vom Priestertum für „die Diakonen“ hl. Messen lesen lassen, — beschlossen. Die Prüfungen waren vom 25. bis 28. November, an denen unser Hochwst. Herr Bischof teilnahm. Hochwst Herr Bischof beschloß auch durch Austeilung der Zeugnisse am 29. November das Semester.

In den folgenden Tagen halfen wir uns im munteren Bund, der Station ein festlich Kleid anzulegen. Wollten wir doch in der Priesterweihe und Primiz unseres lieben Mitbruders P. Friedrich innigen Anteil nehmen. Um dem Typhus weitere Nahrung zu entziehen, aber auch, um die Festlichkeiten zu erhöhen, glaubte unser Hochwst. Herr Bischof unser altes Missionskirchlein zu klein, und bestimmte, die neue, im Rohbau noch unvollendete Kirche zu dekorieren. Hier gilt vor allem unsern lieben Brüdern für schnelle Fertigstellung der Kirche und den ehrw. Schwestern, die mit geschickter Hand unter Beihilfe schwarzer Mädchen endlose Kränze gewunden, unsern Dank. Ein schmucker Kreuz-



Priesterweihe in Südafrika.

In der Mitte des Hochw. H. H. Adalbero Fleischer, Apostol. Vikar, zu seiner Linken der Primizant P. Friedrich Grabner, R. M. M., rechts: Dr. Brommer, links: Professor Käufer.

altar, Baum, Strauch und Fahne in abwechselnder Folge gaben dem Innern der Kirche ein festliches Gepräge. Vom Seminar zur Kirche führte eine via triumphalis. Zum größten Leidwesen unseres Hochw. P. Rektor, als pastor fidelium die Christengemeinde vollzählig zum Fest zu versammeln, wurden die Schwarzen infolge Ansteckungsgefahr noch in letzter Stunde durch Magistratsbeschluß von der Station ferngehalten. So konnten wir nur im engsten Kreise Zeuge dessen sein, was Großes der Herr an uns getan.

Zum ersten Mal sprach am 7. Dezember unser Hochwst. Herr Bischof mit seiner hohenpriesterlichen Hand das Haupt eines Diakons beschattend, das „Accipe Potestatem,“ zum ersten Mal sprach der Neugeweihte

am nächsten Tage das „Hoc est Corpus meum,“ zum ersten Mal erhob sich dann seine segnende Hand. „Benedicat vos.“ Ein vielstimmiges „Te Deum“ vom Schwarzen Chor in der Landessprache gesungen, war der Ausdruck unseres dankerfüllten Herzens mit dem Wunsche: vivant sequentes.

Nachmittags versammelten wir uns mit Brüdern und Schwestern im Refektorium, um unsern geliebten Oberhirten mit seinem neugeweihten Priester zu einer kleinen akademischen Feier, bei der Gedicht, Vortrag und Gesang in schönster Weise abwechselten. Dann forderte die Regel



Unser Primiziant auf dem Weg zur Kirche.

ihre gewohnte Beobachtung. Unser Hochwst. Herr Bischof verließ uns am folgenden Tag.

Jetzt dachten wir an unsere Serien. Mit Erlaubnis unseres Hochwst. Herrn Bischofes durften wir uns in zwei Turnus teilen, unsere Stationen per pedes zu besuchen: die eine via Emaus — Lourdes und weiter, die andere via Mary-help — St. Johns bis zum Meer.

Nun ist es still geworden in Mariathal. Das alte Jahr geht zu Ende. Dankbaren Herzens blicken wir auf zum lieben Gott, der uns das erste Jahr auf Afrikas Boden glücklich vollenden ließ. Möge er uns noch viele Jahre schenken, auf daß wir einmal Priester mit seiner Hilfe nach seinem Herzen werden, zum Wohle unserer Genossenschaft, zum Heile unsterblicher Seelen wirken können. Das erflehen wir als Neujahrswunsch auch allen Patres und Brüdern hier und draußen in der Heimat.

Empfang der Vertreter der deutschen Missionen beim Heil. Vater.

Bald nach Eröffnung der Vatikanischen Missionsausstellung in Rom empfing der Heilige Vater den Generalsekretär der Superiorenkonferenz, P. Ansgar Sinnigen O. P. aus Berlin, und den Delegierten des Missionsausschusses der deutschen Katholiken, P. Frumentius Stegmüller S. D. S. aus München in Privataudienz.

Der Heilige Vater lud die beiden deutschen Patres ein in seinem Arbeitszimmer Platz zu nehmen, und unterhielt sich volle 20 Minuten mit ihnen. Zunächst sprach der Papst über die Missionsausstellung: „Sie sind also wegen der Ausstellung nach Rom gekommen und haben an dem Werke mitgearbeitet, das mir so viel Freude macht. Ich weiß, welche große Mühen und Anstrengungen es gekostet hat, welche Hindernisse und Schwierigkeiten noch bis in die letzte Zeit dabei zu überwinden waren. Wir sind allen, die zu dem guten Gelingen des großen Werkes beigetragen haben, von Herzen dankbar. Wir hegen die Zuversicht, daß aus dieser Ausstellung auch viel Gutes für die Sache Gottes und seiner hl. Kirche erwachsen werde. Dieser Gedanke hat Uns geleitet, als Wir die Einladung zur Ausstellung an die katholische Welt ergehen ließen. Es sollte gezeigt werden, welche große Kulturarbeit durch die Missionierung der Völker geleistet worden ist. Mancher mag gedacht haben, es handle sich bei einer solchen Ausstellung um die fromme Spielerei einiger Klosterleute und Missionare, aber die nun vollendete Ausstellung zeigt, daß es sich doch um eine ernste Sache von wissenschaftlicher Bedeutung handelt, und Wir sind überzeugt, daß dieselbe fruchtbringend sein werde sowohl für die Missionen wie auch für die verschiedenen Nationen selbst, die sich daran beteiligen.“

Bei anderer Gelegenheit haben Wir bereits unsere große Freude darüber ausgedrückt, daß gerade die deutschen Missionare in so hervorragender Weise an den Arbeiten beteiligt gewesen sind und die Ausstellung so reichlich beschickt haben.

Pius XI. vernahm mit besonderer Genugtuung, daß auch die deutschen Behörden in der Ausstellung eine Kulturtat von weittragender Bedeutung erblickt und unter diesem Gesichtspunkte den Missionsorden in Deutschland tatkräftige Hilfe bei der Vorbereitung geleistet hätten.

Von selbst kam der Heilige Vater dann auf die Medizinische Abteilung zu sprechen und drückte unverhohlen seine hohe Befriedigung

darüber aus. Er anerkannte vor allem die großen Leistungen des deutschen Professors Dr. Dürck, dem er auch bei anderen Gelegenheiten wiederholt seine Anerkennung zollte. Dann nahm der Hl. Vater Anlaß, mit den beiden Patres über die verschiedensten Verhältnisse der Missionen und des katholischen Lebens in Deutschland zu sprechen, und der Generalsekretär der Superiorenkonferenz hatte Gelegenheit, dem Heiligen Vater auch die Arbeiten des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen zu unterbreiten und dafür den Segen Sr. Heiligkeit zu erbitten. Es erfreute Sr. Heiligkeit sichtlich zu vernehmen, daß die deutschen Reichsbehörden die Bestrebungen sowohl der Superiorenkonferenz als auch des Reichsverbandes förderten, und daß der deutsche Reichskanzler Dr. Marx sich so nachhaltig dafür eingesetzt habe. Der Papst lobte die Bemühungen des Reichsverbandes um die Verbreitung guter Lektüre unter den Auslandskatholiken, die er in Verbindung mit dem Borromäusverein betreibe. Er erzählte, wie er seine Bibliothekarlaufbahn in Mailand damit begonnen habe, Auslandsdeutschen gute Lektüre zu verschaffen; es seien freilich deutsche Gefangene im Gefängnis in Mailand gewesen, denen er damals mancherlei Bücher, so verschiedene Jahrgänge der Alten und Neuen Welt gebracht habe. Der Heilige Vater verweilte bei diesem Gegenstande länger und mit sichtlicher Wärme; er meinte, wir möchten doch dafür eintreten, daß vor allem auch den armen Gefangenen gute Lektüre verschafft werde, es werde dadurch ein besonderes Werk christlicher Nächstenliebe und der Seelsorge getan.

Darauf kam der Heilige Vater auf die russischen Flüchtlinge zu sprechen und vernahm mit großem Interesse, was seitens des deutschen Karitasverbandes auf diesem Gebiete geleistet worden sei. Es war ihm eine Freude zu vernehmen, daß seit einigen Monaten sich Prof. Berg in Berlin eigens dieser Liebestätigkeit widme. Er bedauerte, daß er nicht in der Lage sei, noch mehr auch seinerseits für diese armen Menschen tun zu können, und erkundigte sich, ob es immer noch nicht möglich sei, nach Rußland selbst Unterstützung gelangen zu lassen.

Vor kurzem habe ihm, so fuhr der Heilige Vater fort, auch Bischof Gener von seinem neuen Auslandspriesterinstitut in Godesberg, das ja bei Bonn am Rhein liege, gesprochen, und er habe sich auch über dieses Unternehmen gefreut. Er lobte die Bemühungen des deutschen Episkopates vor allem des Kardinals Schulte von Köln und des Bischofs Berning von Osnabrück, um die seelsorgliche Betreuung der im Auslande lebenden Deutschen. Dann fragte Sr. Heiligkeit nach dem missionsärztlichen Institut in Würzburg. P. Stegmiller konnte ihm berichten, daß dasselbe von einem seiner Ordensbrüder, dem früheren Apostolischen

Präfekten von Assam, P. Dr. Becker, geleitet werde und erfreulichen Sortgang nehme. Der Papst zeigte dafür großes Interesse und lobte die Bemühungen des Reichsverbandes in der Unterstützung des Institutes. Er verspricht sich offenbar recht viel auch für das Werk der Glaubensverbreitung von einer medizinischen Schulung der Missionare und von Anstellung eigener Missionsärzte.

Mit großer Befriedigung vernahm der Heilige Vater, wie der Reichsverband sich der katholischen Schulen im Auslande annehme, so in Polen, Galizien, Bulgarien, Rumänien, Konstantinopel, Palästina, Aegypten, China und an anderen Plätzen in Uebersee, wozu die Behörden und



Papst Pius XI. bei der Eröffnung der Missionsausstellung im Vatikan.

Parlamente ihre Mithilfe liehen. Er ging durch Fragen näher auf dies Gebiet ein und betonte, wie die göttliche Vorsehung sich der Menschen und ihrer Absichten bediene, um dadurch die eigenen göttlichen Pläne zu verwirklichen.

Die beiden Patres bedankten sich beim Heiligen Vater auch für die vielerlei Hilfe; die derselbe in schwerster Notzeit sowohl den deutschen Missionen besonders als auch dem deutschen Volke im allgemeinen habe zu teil werden lassen. Da wurde der Heilige Vater sichtlich gerührt und ernster. Er bedauerte, daß er nicht alles Leid habe lindern und nicht noch mehr habe helfen können, so sehr sein Wunsch darauf gerichtet sei, aller Not zu steuern. Der Bitte, die Arbeiten der deutschen Missionsorden und Missionsvereine, sowie des Reichsverbandes besonders zu segnen, entsprach der Heilige Vater gern.

Dann fragte der Papst die Patres, wann sie abreisen würden, und als diese sagten, sie würden in den nächsten Tagen Rom verlassen, riet er ihnen, noch etwas länger zu bleiben, er habe Kardinal van Rossum beauftragt, eine besondere Audienz für alle, an der Ausstellung beteiligten Personen zu veranlassen; sie möchten dabei nicht fehlen. Diese Audienz fand zwei Tage später statt.

In seinen Segen schloß der Heilige Vater alle Angehörigen und Mitarbeiter sowie alle Anliegen derselben ein, bestellte noch besondere Grüße an den Reichskanzler Dr. Marx und Nunzius Pazelli. Der Besuch der deutschen Delegierten hatte dem Heiligen Vater offenbar Freude gemacht, was er durch die herzliche Art des Abschiedes noch besonders zu erkennen gab; diese verließen den Vatikan mit dem Bewußtsein, daß die Deutschen einen guten Platz im Herzen des gemeinsamen Vaters der Christenheit einnehmen. (K. V.)

Heimgesunden.

Von P. Hermann Arndt, R. M. M.



Es war im Jahre 1918. Ich war gerade in der Schule auf der Außenstation von Mariannhill, St. Wendel. Da kam ein Mädchen mit Namen Cäzilia zu mir und meldete, daß ihre Mutter schwer krank sei. Der Kraal, in welchem sie lebte, hieß Owaquasibi. Ich machte mich eilends auf und ritt dorthin, fand aber, daß die Mutter in Wirklichkeit nicht so schlimm daran war. Als ich nun mit der Kranken redete, kamen noch andre Schwarze zur Türe herein und einer sagte so nebenbei: da draußen ist noch eine Kranke. Ich frug ihn gleich, wo sie sei. Allein niemand wußte genau Bescheid, sie konnten mir nicht einmal den Namen der Kranken sagen. Ich machte mich nun auf den Weg, den ich schließlich nach vielem Fragen doch fand.

Unterwegs hatte ich schon erfahren, daß vor längerer Zeit ein heidnisches Weib mit ihrer Tochter gekommen sei und sich in einer Hütte am fraglichen Orte niedergelassen habe. Ich suchte nun in der glühenden Sonnenhitze diese Hütte. Endlich fand ich sie. Sie lag ganz tief in einem Tale. Vor der Hütte saß eine alte Frau, die mich, als ich so plötzlich angeritten kam, groß anstaunte. Zwei kleine Kinder, die vor der Hütte gespielt hatten, versteckten sich, erschreckt über den weißen Mann.

Ich fragte nach der Kranken. Sie zeigte mir ihre Tochter. Schnell kroch ich in die Hütte hinein. Da sah ich auf dem Boden auf einer Matte liegend ein 22 jähriges Mädchen, das von schwerer Grippe heim-

gesucht war. In den vergangenen Wochen hatte ich oft mit Grippenkranken zu tun gehabt infolge der großen Epidemie, die im ganzen Land herrschte, daß ich schon etwas Erfahrung im Kommen und Gehen dieser Krankheit mir gesammelt hatte. Bei dieser Krankheit sah ich sogleich, daß es bald mit ihr zu Ende gehen würde.

Als ich an das Lager der Kranken trat, schaute sie mich ganz merkwürdig an, als wenn sie zu Stein erstarrt wäre. Ich frug sie, wie sie heiße, wie es ihr gehe, aber es kam keine Antwort über ihre Lippen. Die Kranke hatte großes Fieber und so dachte ich, sie hätte vielleicht schon das Gehör verloren. Allein die alte Mutter sagte mir, die Kranke höre ganz gut. Auf erneutes Fragen bekam ich wieder keine Antwort.

Ich betete zur Mutter Gottes, der Trösterin aller Betrübten und zugleich aller Sünder, eine Ave Maria. Als ich sie wieder fragte, griff die Kranke nach meiner Hand und mit zitternder Stimme sagte sie: „Baba, ich hätte nicht geglaubt, daß Gott so barmherzig ist, daß er mir noch einen Priester schickt.“ Ich suchte sie zu trösten und in ihrem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu stärken. Da sagte sie: „Baba, beichten kann ich nicht, ich bringe es nicht über das Herz.“

Nun fragte ich sie nach ihrer Herkunft. Da erzählte sie dann ihr Lebensschicksal. Vor ungefähr 12 Jahren war sie in Mariannhill in der Schule gewesen und dort auch getauft worden, hatte dort auch gebeichtet und die erste hl. Kommunion empfangen. Sie ist dann später aus der Schule entlaufen und in die Hafenstadt Durban gegangen, wo sie elendig versumpfte. Sie führte dort ein total liederliches Leben, kümmerte sich um keinen Gott, lebte schlimmer wie ein Heide. Die zwei Kleinen, die vor der Hütte spielten, ein halbweißes und ein schwarzes, waren ihre Kinder.

Sie erzählte mir alles und mit Hilfe der göttlichen Gnade gelang es mir auch, sie zum Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu bewegen und zum Beichten zu bringen. Nachdem sie die Absolution erhalten hatte, gab ich ihr die hl. Oelung. Nun war die Kranke übergelücklich. Beim Abschied konnte die Sterbende kein Wort reden vor innerer Erregung. Sie nahm nur meine Hand und drückte sie in dankbarer Freude.

Beim Weggang sagte ich ihr noch, ich käme am nächsten Tage wieder nach St. Wendel; wenn ich dort Nachricht erhielte, daß sie noch da sei, so wollte ich die hl. Kommunion bringen. Am nächsten Tag erfuhr ich aber, daß die Kranke schon zwei Stunden nach meinem Wegang gestorben sei. Wie seltsam hat es doch Gottgefügt, daß dieses verirrte Schäflein, weitab wohnend im Heidenland, nach einem Sündenleben doch noch heimgefunden hat. Gottes Wege sind wunderbar. Fürwahr, der Psalmist hat recht, wenn er singt: „Laßt uns den Herrn preisen, denn er ist gut und in Ewigkeit währt seine Barmherzigkeit!“

Grab statt Traualtar.

Von P. Maurus Kaltus.

Rasch tritt der Tod den Menschen an. Stolz, majestätisch durchfurcht das Schiff die Wogen. Voll unschuldiger Erwartung halten die Passagiere Ausschau nach dem einseitigen Gestade, während die lebhaftesten Gefühle, Hoffnungen, Pläne für die Zukunft in ihren Gemütern hin und herwogen. Da plötzlich ein furchtbarer Stoß. Das Schiff ist an einen Felsen, vielleicht Eisberg, angefahren. In einem Bruchteil einer Stunde wird das Schiff untergegangen sein und mit ihm alle diese Menschen samt allen ihren Plänen und Hoffnungen. Jäh ist der Faden durchschnitten.

Was bei einem derartigen Falle einer größeren Anzahl Menschen wiederfährt, indem sie sich so unerwartet, so plötzlich mit dem Tode konfrontiert erblicken, das wiederfuhr im Einzelfall unserem schwarzen Schullehrer, Edward Jigijila. Auf dem Wege zum Traualtar, nicht gerade im buchstäblichem, aber im bildlichem Sinne, nämlich mitten unter den Vorbereitungen für seine Hochzeit, eben da er sich nur noch wenige Schritte von dem erstrebten Ziele wähnt, da plötzlich — sieht er vor sich das offene Grab an Stelle des vermeintlichen Traualtars. Unerbittlich, unausweichlich, unabänderlich.

Edward war ungefähr 25 Jahre alt. Er hatte im Lehrerseminar von Mariazell seine Studien gemacht und war seit ungefähr zwei Jahren an der hiesigen Schule als Lehrer tätig. Er hatte sich entschlossen eine junge, an derselben Schule angestellte Lehrerin zu seiner Lebensgefährtin zu machen, und war, wie bereits bemerkt, mit den Vorbereitungen für die Hochzeit beschäftigt. Während der Winterferien reiste er nach Johannesburg, um seine zwei dort lebenden Brüder zu sehen und auch mit ihnen das Nötige zu vereinbaren. Am 28. Juli sollte die Schule wieder eröffnet werden. Am Samstag hörte ich, daß Edward krank angekommen sei. Nun, das wird wohl in einigen Tagen vergehen. Am Donnerstag läßt mich der Kranke rufen, um zu beichten. Grund, um das Schlimmste zu befürchten, sieht man wohl nicht, jedoch schon in der nächstfolgenden Nacht. Noch vor Tagesanbruch kommuniziert der Kranke. Am Nachmittag kommt der Arzt von Matatiele. Er sieht keine Gefahr. Die Krisis scheint vorüber zu sein. Der Puls ist normal. Auch ich bin auf dieses Zeugnis des Arztes hin vollständig beruhigt. Jedoch schon während der folgenden Nacht verschlimmert sich der Zustand des Kranken so sehr, daß man nicht nur das Schlimmste befürchten mußte, sondern daß jeder Raum für Hoffnungen zu verschwinden begann. Am frühen

Morgen kommunizierte der Kranke noch einmal und empfing die letzte
 Selung.

Sonntag und Montag vergehen zwischen Furcht und Hoffnung.



Wie das verlöschende Licht von Zeit zu Zeit noch einmal aufflackert und
 noch einmal und noch einmal, aber jedesmal etwas schwächer als das
 letzte Mal, und endlich ganz verlöscht und nicht mehr aufflackert —
 Dienstag, kurz vor Tagesanbruch war auch das Lebenslicht bei unserem

Kranken erlöschten für immer. — Am selben Tag hatte die Schwester seiner Braut Hochzeit.

Nächsten Tag war feierliches Totenamt und Begräbnis, während ein furchtbarer Sturmwind, wie sie im Winter in der Nähe der Drakensberge so häufig sind, blies, als wollte es an die Stürme des irdischen Lebens, vor denen erst das Grab sicheren Schutz gewährt, erinnern. So hat die Schule von Hardenberg diesmal das neue Halbjahr gleichsam durch die Totenfeier eines seiner Lehrer einleiten müssen. Nun, obwohl es dem Ewigen gefallen hat, ihn so frühzeitig abzuuberufen, ergab sich Edward doch bereitwillig. Er war derjenige, der sich bezüglich des Ausgangs seiner Krankheit von allen am wenigsten täuschte und bereitete sich deshalb auch rechtzeitig auf den Tod vor.

Kein Wunder, daß zumal bei den Schwestern Gedanken sich aufdrängten, als sei nicht alles auf natürliche Weise zugegangen, als habe man dem jungen Manne in Johannesburg etwas „eingegeben“. Man bedenke, der Mann geht gesund nach Johannesburg, kommt einige Wochen nachher krank zurück, erhält alle notwendige Pflege, viel mehr als die meisten anderen im Krankheitsfalle, infolge des Umstandes, daß die Familie ganz nahe an der Missionsstation wohnt und die Schwestern deshalb leicht hingehen konnten. Er selbst jedoch sagte gleich anfangs: „Schwester, es ist umsonst. Ich sterbe.“ Ebenso erklärte er, er müsse ans Beichten denken, bevor sein Kopf wirr wird. Tatsächlich schreitet die Krankheit, im größtem Widerspruch zu allem, was man erwarten zu können glaubt, mit raschen Schritten vorwärts, und obwohl, da wo der Zustand des Kranken auch sonst allen schon wirklich sehr bedenklich erscheint, der herbeigerufene Arzt meint, es sei nicht schlimm, verschlimmert sich schon wenige Stunden nachher mit rapider Schnelligkeit, unaufhaltsam, unrettbar geht es dem Ende zu.

Jedoch, mag der Fall noch so unerwartet, noch so dramatisch überraschend sein, ein positiver Grund, eine irgendwie nicht ganz natürliche Ursache anzunehmen, liegt nicht vor. Edward erkrankte in Johannesburg (Influenza). Der fatale Schritt war, daß er nun im kranken Zustand die so beschwerliche Rückreise unternahm, um bei der Schuleröffnung pünktlich auf seinem Posten zu sein.



Allerlei aus Rhodesia.

Von P. Ignatius Arnoz, R. M. M.



Im Septemberheft (1924) berichtete ich eine „Mordgeschichte“, die sich im Januar 1923 hier abgespielt hat. Es handelte sich um eine angebliche „Verletzung“ der Regengöttin, Nchiskwa genannt, die durch den Sohn des Chiefs Chingans (im Darwin-Distrikt) verunehrt worden sein soll. Daraufhin versperrte die beleidigte „Göttin“ die Schleusen des Himmels und Trockenheit und Dürre war allenthalben



Priesterseminar Pius X. in Mariathal, Süd-Afrika.

Eine Gruppe der Alexiker-Alumnen mit einigen eingeborenen Priesterkandidaten.

die Folge, wie ich selber damals sah. Chingam, der Hüter der Reinheit Nchiskwas, mußte nun der jahrhunderte langen Gepsflogenheit folgen und den Uebeltäter, seinen Sohn, dem Feuertode überantworten, wie er es früher schon getan hatte! Und er, der fast 80 jährige Greis, entschloß sich auch wirklich dazu: seinen zweitgeborenen Sohn, wie schon seinen erstgeborenen einst, zu verbrennen. . . .

Die Göttin ward besänftigt und sandte Regen in Hülle und Fülle, so viel, daß des Guten zu viel wurde (wie mein Weg nach St. Benedikt's durch den unheimlichen Morast bewies). Aber noch eine andere Folge trat ein: die gerichtliche Verhandlung in Salisbury im Mai 1923, deren Ausgang ich bereits meldete. Aber auch die Regengöttin selbst mußte

nachträglich noch vor Gericht erscheinen! Ich sah deren Photographie, ein ganz gewöhnliches, zerlumptes junges Mädchen, das sich in nichts von anderen dieser Art unterschied. Als sie nach Verhandlung unter der Obhut eines anderen Sohnes des Thingano wieder nach Hause begleitet wurde, ward sie auf halbem Wege von einer plötzlichen Krankheit erfaßt worden, der sie auch alsbald erlag, in Shamoia im Juli 1923. Der Volksstamm im Darwin-Distrikt fürchtete daraufhin wieder ein Trockenheitsperiode, umsomehr, als Thingans im Kerker mit der ganzen Erfahrung seines Alters und seiner Weisheit vorausgesagt hatte, daß die „Fenster des Himmels“ geschlossen bleiben würden so lange, als er eingekerkert bleibe; eine Nachricht, die mit fabelhafter Raschheit den Weg zum besagten Volksstamm zu finden wußte!

Und es ward geglaubt wie's Evangelium! Und als im Juli noch die Todesstrafe in verschiedene Formen von Kerkerhaft verwandelt worden war, was auch den Thingans selbst betraf, fiel zu gleicher Zeit — also mitt im Winter — ein Regenschauer vom Himmel. Natürlich war dadurch (in den Augen des Volkes) die Verbindung Thingans mit dem Regen erwiesen! Und Thingans selbst bildete sich noch das Meiste darauf ein, denn immer wieder kam er auf seine „Prophezeiung“ zurück, fest und steif dasselbe behauptend: Solange Thingans im Kerker ist, gibt's keinen Regen.

Am 18. Oktober 1924 wurde dem greisen Häuptling die Nachricht überbracht, daß wegen seiner zunehmenden Krankheit, (er hatte fast die ganze Zeit im Gefängnis-pital zugebracht), seine gänzliche Befreiung beantragt und befürwortet worden sei. Da schlich ein leises Lächeln um seine Lippen und er rief aus: „So, also soll ich meinen Kraal wiedersehen!“ Als wenn neues Leben in die alten Glieder gekommen wäre, so hoffnungsfroh ward er und meinte: „An dem Tage, wo ihr mich da herauslasset, will ich euch viel Regen geben“, und gleichsam als Beweis dafür, fiel wieder ein Schauer am gleichen Tage noch! — Schon am 20. Oktober ward die Gnade ihm zugestanden worden und obwohl am selben Tage (abends) nichts mehr weiter geschehen konnte, so war ihm dennoch die freudige Nachricht mitgeteilt worden und außer sich vor Freude, rief er aus: „Jetzt wird's regnen“ — und noch am Abend fiel wirklich Regen!

Am nächsten Tage verließ er seine Haft und als er seine Stammesgenossen erblickt hatte, die ihn am Zuge erwartet hatten, meinte er vertrauensvoll: „Jetzt, wo ich befreit bin, braucht ihr in der nächsten Zeit keine Trockenheit fürchten! Ihr sollt eine Menge von Regen haben.“ Und in der Nacht schüttete es in Strömen. „Die Regengeister,“ sagte er,

„sind so erfreut über meine Freilassung, daß die Periode (für Pflügen und Ernten) gesichert ist.“ Voll von solchen Gedanken schlenderte er die weiten, weiten Wege seiner Heimat zu, um dort den Rest seiner Tage zu verbringen.

Das Feuer seines Glaubens lodert hell in seinem Herzen, das erfüllt ist von den Traditionen und vom Aberglauben seiner Vorfäter, zu der noch fast ein Jahrhundert seiner eigenen merkwürdigen Erfahrung kommt. — „Die Periode ist gesichert!“ hat der Alte gesagt. Und er hat seine Sache nur zu gut gemacht; seit ungefähr November regnet und regnet und regnet es ohne Unterlaß, stellenweise gibt es 40 Zoll Regen, wir haben hier bereits 35! Anfangs November beteten wir und hielten Prozession um Regen, gegenwärtig, wo das geschrieben wird, beten wir um Abwendung derselben!

Freilich brauchen wir Christen nicht an Chinganos Vermittlung glauben, denn einer ist's, der alles lenkt und tut: Gott! Aber das Volk hier hängt zäh an allen seinen alten Ueberlieferungen und ist immer geneigt, sich daran zu halten und oft geschieht es selbst auf Kosten des wahren Glaubens! Darum auch die verwunderte Aeußerung die voriges Jahr gefallen ist: „Wie so kommt es, wir beten schon so lange um Regen und bekommen keinen, und droben (in Darwin) hat man ein Menschenopfer dargebracht und Regen kam sofort. . .“ So und ähnlich reden oder vielmehr denken viele und es hält sehr schwer, den Leuten beizukommen, denn das sie von allen Seiten umgebende Heidentum steht noch zu tief, zu tief in ihnen und der leider so oft notgedrungene kurz erteilte Unterricht kann unmöglich alles berühren, was die Glaubensstärke fördert. Da möchte nur eines helfen: Viele Priester, viele Brüder, viele Schwestern in der weiten Mission, die sich ständig den Leuten widmen könnten, ohne nur ein- oder zweimal im Jahre kommen zu können und das nach einem weiten Wege, der ermüdet und nicht selten mit Gefahren verbunden ist und überdies nur einen kurzen Aufenthalt erlaubt, denn der einzige Priester kann seine Hauptstation nicht auf lange Zeit verlassen, außer es handelt sich um Pflichtgänge.

So war es unlängst mal der Fall: Zu einer Kranken war ich gerufen worden, weit! Zu Pferd konnte ich von früh bis abends eine unserer weiteren Außenstationen erreichen, um dort zu übernachten und die hl. Messe zu lesen. Dann aber hieß es auf Schusters Rappen im ganzen 10 Stunden zu gehen, ein Weg, der nicht sonderlich gut war, wiewohl er landschaftlich sehr schön gewesen, besonders im Gebiet des berühmten großen Pungwe-Flusses, durch den wir uns hindurcharbeiten mußten. Abends kam ich hungrig und durstig zurück zur genannten Außenstation

(St. Anna); — ich hatte den ganzen Tag, außer einem raschen Frühstück nur zwei harte Eier und eine halbe Tasse Zuckerwasser. Am dritten Tage erst ging es zur Hauptstation zurück zu Pferd. In der Regenszeit, wie sie eben gegenwärtig ist, wäre so ein Gang kaum zu ermöglichen oder nur mit den allergrößten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, — die schönste Seite des Missionslebens. . . .

Darum der immer wieder erneuerte Ruf nach Mitarbeitern, die Opfermut genug haben, all dem Schweren zu begegnen, das im Heidenland zu finden ist, Opfermut gepaart mit Ausdauer! Vielleicht schon bald werden wir hier in unserem Winkel die Not an Priestern und Missionspersonal und materieller Unterstützung weit, weit mehr zu fühlen haben, als es bisher allezeit der Fall gewesen und jene, welche diese große Not zu heben berufen sein werden, werden oft voll bitteren Wehes vor dem Tabernakel knien und beten: „Herr, hilf uns und rette das arme Volk; hilf, Maria, es ist Zeit . . . !“ Ja, die Not ist groß, mag man es uns glauben oder nicht! — Wer aber unter all den Lesern dieser Zeilen hat den Mut, Hand anzulegen an die große Not, sei es, um uns von der Heimat aus zu helfen oder hier im Heidenland? — —

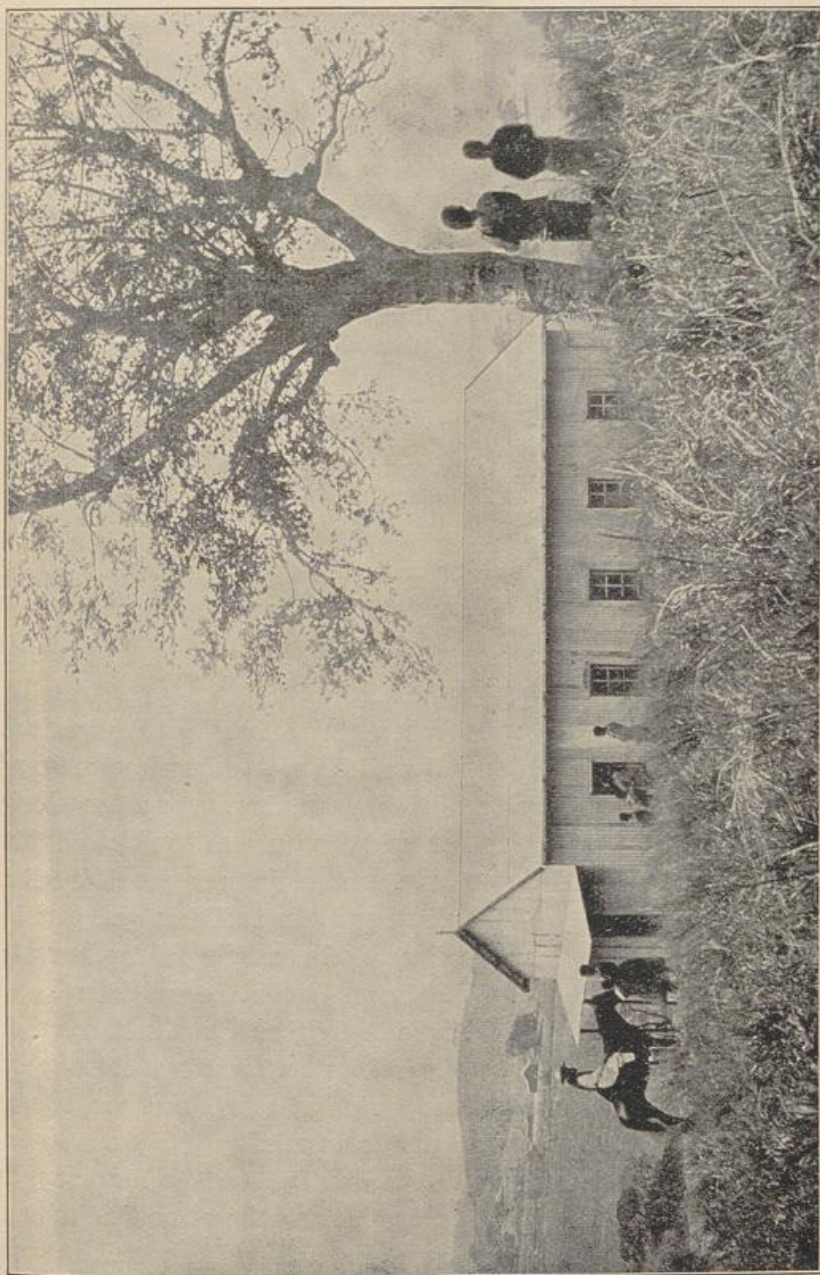
Heiteres aus fremden Ländern.

P. Leroy, der sich einer Expedition von Missionären im Kilimandscharo-Gebiet angeschlossen hatte, erlebte bei den Massai folgende heitere Episode:

Der genannte Geistliche machte dem Häuptling einen Gegenbesuch. Dieser führte ihn im Lager herum. Es dauerte nicht lange, da standen alle Wilden dicht um den Weißen herum und staunten ihn an wie ein Weltwunder. Nach und nach wurden sie freundlich und reichten ihm die Hand.

Auf einmal kam eine Frau mit einem kleinen Kinde und bat den Fremden, ihr die Gnade zu erweisen, und ihrem Kinde auf das Haupt zu spucken. (Bei den dortigen Wilden ist dies eine segensbringende feierliche Zeremonie!) Bald kamen auch die andern Mütter mit ihren Kindern, hierauf die Erwachsenen und dann die Greise; alle wollten angespuckt sein. Als dem Pater schon der Mund trocken wurde und das Ausspucken Schwierigkeiten machte, eilte eine Frau in ihr Zelt und brachte einen großen Kürbis und reichte ihn dem Priester. Dieser stillte nun damit seinen Durst und setzte seine Begrüßung fort in freigebigster Weise.

Leider hatte er keine Ahnung, in welcher Weise die Wilden seine Höflichkeit erwidern wurden. Als er nämlich geendigt hatte, lief das



Missionkapelle und Schule. — Der Missionar kommt zur Katechese.

ganze Volk von allen Seiten herbei und jeder spuckte ihn kräftig an, wie er selbst sagt, „ergoß sich von vielen hundert Lippen ein fürchterlicher Speichelregen auf seine abendländische Haut“.



Gnaden tage in St. Katharina.

Von Schw. Valentina.



Der 31. Oktober brachte reges Leben auf unsere Station; denn an diesem Tage empfingen 50 Personen das Sakrament der hl. Taufe. Darunter 11 erwachsene Burschen und Männer, 29 Mädchen und Frauen, 3 Knaben und 7 Mädchen. Von diesen waren manche von weit her und hatten mitunter viele und schwere Opfer gebracht, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen und des Glückes der hl. Taufe theilhaftig zu werden.

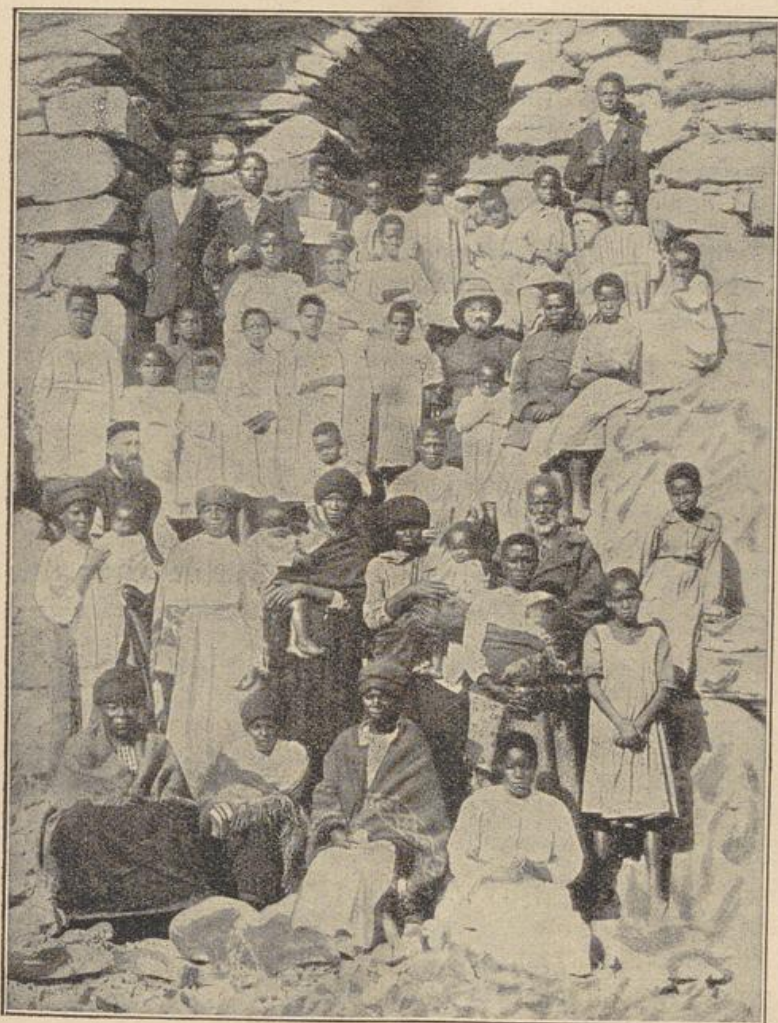
Der anderen Tages, am Feste Aller Heiligen, empfingen 96 die erste hl. Kommunion; nämlich 16 erwachsene Jünglinge und Männer, 42 Jungfrauen und Frauen, 16 Knaben und 22 Mädchen. Auch Hilaria, das Großweib des Häuptlings Masohla, zählte zu den Glücklichen. Es war dies für uns alle, besonders aber für die Erwählten, ein Tag der Freude und des überreichen Segens.

Nach 9 Uhr wurden die Erstkommunikanten vom Hochw. Pater Rektor, P. B. Helmsätter, unter Gesang in die Kapelle geführt. Dort wurde denselben in einer ergreifenden Ansprache die Wichtigkeit der hl. Handlung, sowie die weiteren Verpflichtungen nahegelegt, welche sie später zu erfüllen hatten. Darauf folgte die Erneuerung der Taufgelübde und die hl. Messe. Als der wichtige Augenblick der hl. Kommunion herannahte, wurde manches Auge feucht, und mit Recht, denn wer könnte schildern, was in diesen heren Augenblicken zwischen dem göttlichen Heilande und den glücklichen Seelen vorging? Mir kommt es immer vor, als ob unser Notkirchlein an solchen Tagen einen eigenen Reiz hätte; erinnert dasselbe doch so lebhaft an den Stall von Bethlehäm, und mahnt es doch so eindringlich an die Liebe des Gottmenschen, der nicht verschmäht, darin Wohnung zu nehmen, und von dort aus alle einladet mit den Worten: „Kommet alle zu mir!“

Und wie viele kamen schon zu ihm in diese ärmliche Wohnung, und fanden Erquickung und Frieden an dem göttlich lebenden Erlöserherzen. Von wie vielen Gnadenerweisungen und von welchem Glück könnte dieser arme Raum erzählen, seitdem der Sohn Gottes in Brotesgestalt dort seinen Thron aufgeschlagen hat. — Aehnliche Gedanken beschlichen mich, als ich die Glücklichen zum Tische des Herrn gehen sah, und während der Danksagung nach der hl. Messe.

Nach derselben, beim Verlassen der Kapelle, brachten die Angehörigen ein reichliches Mahl. Feierlicher Segen und die Aufnahme in die Herz Jesu-Bruderschaft beschloßen die Feier des Tages.

Möchte die göttliche Gnade noch recht viele, ja alle in diesem dicht-



Tänfinge in Keilands.

bevölkerten Bezirk der Missionsstation St. Katharina zur Erkenntnis des wahren Glaubens führen. Man sagt: „St. Katharina hat einen eigenen Reiz.“ Vielleicht entspringt er der Sehnsucht des göttlichen Heilandes allen seine Liebe und Gnaden mitzuteilen. Möge dieses Sehnen des göttlichen Herzens recht bald gestillt werden.

Der fatale Schlüssel.

Jüngst fand ich bei meinen katechetischen Exkursionen den Eigentümer eines Kraales in nicht geringer Aufregung. Sei Zorn galt der Hausfrau, die er mit einer ganzen Flut von Beschimpfungen überhäufte; er wurde darin von seinem Nachbarn noch bestärkt, der ebenfalls seinen Unwillen nur mit Mühe zurückhalten konnte. Es war auch wirklich zu arg, was das Weib sich erlaubt hatte, ein wahres Majestätsverbrechen. Die Geschichte war folgende:

Der Mann, noch ein Heide, war glücklicher Besitzer einer verschließbaren Kiste. Eine Kiste zu haben, worin man seine wenigen Habebewahren kann, ist beim Schwarzen schon etwas Seltenes; aber gar erst eine Kiste besitzen mit einem Schloß, das zählt einfach zu den sieben Weltwundern. Er wußte das und hielt daher etwas auf sein Schloß und seine Kiste; sie war ihm eine Art Heiligtum, unnahbar jedem profanen Eingriff.

Eines Tages nun, — er war eben ausgegangen, — kommt seine Frau auf den schon längst gehegten Gedanken zurück, doch einmal nachzusehen, was denn ihr Mann alles in seiner geheimnisvollen Kiste verborgen halte. Da sie den richtigen Schlüssel nicht bekommen konnte, denn diesen trug der Mann stets bei sich, versuchte sie es mit einem andern. — Aber, o weh! Er ging zwar hinein, ließ sich auch halb herumdrehen, machte aber nicht auf und, was das Allerschlimmste war, — er ging nicht mehr heraus, sie mochte tun, was sie wollte.

Am folgenden Tag will der Mann wieder einmal etwas aus seiner Kiste nehmen, und da kommt nun der frevelhafte Eingriff in seine hausherrlichen Rechte ans Tageslicht! Er war anfangs sprachlos vor Staunen, heimlich seine Kiste öffnen zu wollen! Ja, war dies nicht das größte Verbrechen, das man sich denken konnte? Allmählich fand er die Sprache wieder; vielleicht hätte er noch mehr gefunden, wenn nicht ich gerade dazwischen gekommen wäre. — Und die Frau? — Nun, die war still, leugnete nicht und nahm im Bewußtsein ihrer Schuld die wenig zarten Herzensergüsse ihrer Mannes ruhig hin.

Der Vater der armen Frau, welcher von derselben als Friedensvermittler herbeigeführt worden war, bat den erzürnten Mann nochmals, den Versuch zu machen, den Schlüssel wieder herauszubringen. „Das ist unmöglich!“ schrie er sofort dazwischen, „Das kann niemand auf der Welt, vielleicht kaum Gott im Himmel oben!“ —

Da ich sah, daß bei gegenwärtiger Aufregung nicht viel zu machen

war, wollte ich wenigstens den äußeren Anlaß derselben entfernen, nahm mein Taschenmesser heraus und fing an, das Schloß loszuschrauben. was mir schließlich auch gelang. Ich nahm es mit, übergab es zu Hause dem Bruder Schmied, welcher in wenigen Augenblicken den Schlüssel glücklich herausbrachte. Das Schloß selbst war unversehrt. Als ich es am nächsten Tage dem noch immer zürnenden Eigentümer zurückstellte und regelrecht anschraubte, kannte seine Verwunderung keine Grenzen. Lange betrachtete er es von allen Seiten, steckte den Schlüssel hinein, schloß auf, schloß zu — es ging; und da er sich überzeugte, daß dies wirklich sein Schloß war, zollte er der Geschicklichkeit der amakoma die höchsten Lobsprüche.

Damit war nun aber auch sein Zorn gebrochen; sein Unwille ließ nach und er verzieh seinem Weibe wieder. Freilich, ob er ihr in Bezug auf Kiste und Schloß das frühere Vertrauen wieder schenken wird, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß künftig die gewigte Frau ihre Finger von dem fatalen Schlüssel weglassen wird.

Das Schicksal eines Deutschen in Südafrika.

Unter den vielen herumziehenden, arbeitslosen und arbeitscheuen Leuten kam gestern auch ein Deutscher, er war nicht wie ein freier Engländer, der direkt der Türe zuschritt, sondern bescheiden legte er sich im Schatten des Baumes vor meiner Wohnung, um zu warten, bis er jemand sah, bei dem er um ein Essen ansprechen konnte. Als er mich sah, kam er zu mir, seinen Sack und ein Blechgefäß ließ er in der Nähe liegen und bat mich um ein Mittagessen. Ich sagte ihm, es sei schon nach dem Mittagmahle und die Schwestern halten ihre Rekreation, aber er soll hingehen und warten, er wird dort schon etwas bekommen.

Er begab sich damit zufrieden, bekam sein Essen, kam aber wieder meiner Wohnung zu, um seinen Sack und sein Wassergefäß zu holen. Er stellte sich, als wollte er weiter gehen, als ich ihn aber fragte, er würde vor der Nacht nicht zum nächsten Dorf kommen, er möge hier übernachten und dann am morgen weiter gehen, war er auch damit zufrieden. Ich lud ihn ein, sich zu mir zu setzen und mir von seinen Lebenserfahrungen etwas zu erzählen, ich sah aber, daß er nicht eines festen Schrittes und etwas angetrunken sei und darum sei ihm die Ruhe um so notwendiger. Es stellte sich im Gespräch, daß er ein Deutscher sei. Von Schles-

wig Hollstein gebürtig, ein Lutheraner, aber sein Glaube hat ganz und gar Schiffbruch gelitten. Seine Haare hatten sich und besonders der Bart um die Ohren ziemlich gelichtet, nach seinem Geständnisse sei er 50 Jahre alt und darum will er so weiter machen, bis er endlich „krepieren“ und in einem Gebüsch liegen bleiben wird.

Ich sagte ihm: Bereiten sie sich gut zum Sterben vor. Er sagte; ob ich denn glaube, ob es denn nach diesem Leben noch etwas gibt. Ja freilich, sagte ich, den Bösen wird es schlecht, den Guten gut gehen; Sie aber hatten ihren Glauben verloren. Er erzählte weiter, er sei vom Schiff weggelaufen, er war schon in Nord- und in Südamerika. Ich sagte ihm: Sie haben schon viel durchgemacht. Ja, sagte er darauf: Es ist nicht gut, das Viele, ich hatte gar nichts davon. Ich bin 4 1/2 Jahre im Burenkrieg gewesen, wir hatten das ganze Transvaal durchstreift, vom Süden nach Norden nach allen Richtungen, überall sind wir gewesen.

Ich bin ein Maschinenschlosser, aber weil ich schon alt bin, will man mich für längere Arbeit nicht annehmen, die Altersgrenze ist 40 Jahre in der Union. Ich komme von den Kohlengruben von der Kapkolonie, fand dort keine Arbeit, es geht das Geschäft sehr flau. Will nach Durban gehen und versuchen, dort Arbeit zu bekommen. Bin auch schon am Zambesi gewesen, dort sind diese großartigen Zuckerpflanzungen, wo mit großen Maschinen und weiten Röhren das Wasser aus dem Zambesistrom herausgeleitet wird in die Zuckersfelder. Ich konnte dort auch keine Arbeit bekommen, denn es sind nur wenige Weiße bei dieser Anstalt beschäftigt, es sind nur Schwarze Neger, Kulis, (Indier) und Madagassen und ähnliche Leute, denn diese arbeiten billiger als die Weißen. Der Deutsche hat mit seiner Erzählung abgebrochen, er habe Blasen an den Füßen und sei sehr müde, darum habe ich ihn nicht weiter belästigen wollen und er ging in sein Zimmer und ruhte sich aus, er sagte: So gut hatte ich lange nicht mehr gegessen wie bei Ihnen.



Die Flucht des Iyinn.

Die Abenteuer des Kehla Zzitwa in den Jahren der Gnade 1828—21.

Zwölftes Kapitel.

Ich antwortete nichts und der Kehla begann von neuem: „Hast du gehört, daß die drei Stämme vom Isipingo sich uns nicht angeschlossen haben?“ „Nein.“ „So ist es. Vielleicht wurden sie auch zu Verrätern und haben dem Dingaan gehuldigt. Wenn überall Verrat lauert, dann weiß man wirklich nicht mehr, wem man noch trauen soll.“ Ich stimmte dem bei, gewiß. „Ja, und doch zeichnet Umbulazi dich,



Unsere Aleriker im tropischen Urwald bei Maris-Stella, auf der Ferientour.

einen Fremdling, aus.“

Ich fuhr auf, ritt dicht neben den Mann, faßte ihn am Handgelenk und sah ihn durchdringend an.

„Was Umbulazi tut, ist seine Sache. Aber beim Gras, das auf dem Grab meiner Vorfäter wächst, wenn du wagst, irgendwie anzudeuten, daß ich ein Verräter sei, so drehe ich dir deinen schmutzigen Kragen um“ und ich zerrte ihn am Arme, daß er knakte.

„Kahle, Kahle, so habe ich es nicht gemeint!“ Während wir so am Streiten waren, hatte die Karawane den Umzimkulu erreicht und der erste Wagen begann sich durchzuarbeiten.

Das Wasser reichte den Ochsen bis an den Bauch. Wir unterbrachen unseren Wortwechsel und schauten auf den Wagen, der sich durch den geschwellenen Fluß durchkämpfen mußte. Sämt wäre er stromabwärts gerissen worden, die Hinterräder wichen schon dem Druck des Stromes, aber die Wagenführer und die vorderen Zugtiere hatten bereits festen Fuß am anderen Ufer gefaßt und der Wagen wurde triefend von allen Seiten aus dem Flußbett herausgerissen und klonn das Ufer hinauf.

Da ertönte ein wilder Schrei vom Hügel her jenseits der Drift, er kam von unseren Leuten, die denselben schon erstiegen hatten. Wir schauten schnell hinter uns: Beka! Beka! Die verhängnisvolle Flagge flatterte vom nächsten Hügel. Der Wachposten jedoch saß regungslos auf seinem Pferde; er wollte vermutlich noch Näheres von den heranziehenden Feinden erkunden.

Umbulazi erteilte kurz und gemessen seine Befehle. Die Wagen sollten sich beeilen, an das andere Ufer zu kommen, und die Mannschaft zu deren Schutze sich aufstellen.

Als wir beim Aufstellen der Mannschaft waren, sahen wir ein großes Pferd vom jenseitigen Hügel herabrasen. Ein Knabe lag mehr als er saß auf dem Rücken des Tieres. Umbulazi sprengte dem Ankommenden entgegen. Dessen Gaul hielt, er war mit Schaum bedeckt und schnaubte mit fliegenden Flanken, den Nüstern entstieg dichter Dampf.

Der Knabe grüßte, blieb aber fest auf dem Rücken des Pferdes liegen, ja, er preßte seinen Leib enge an das Pferd und hielt sich an dessen Mähne und an einem Grasseile fest, das er dem Tiere statt eines Zügels angelegt hatte, Zaum und Sattelzeug fehlten gänzlich.

„Inkos, die Zulu sind gekommen; alle Wege nach Tekuan sind in Flammen. Das Vieh ist durch Verrat den Feinden in die Hände gespielt worden. Die Stämme der abantu sind ausgerottet. Viele Menschen wurden in einen mit Röhricht bewachsenen Sumpf getrieben und verbrannt. Die ganze Gegend ist ein großer Feuerherd. Alle Kraale der Abantu sind verschwunden und die Zulu kommen — sie kommen — sie kommen schon.“

Der Knabe machte eine heftige, krampfhaftige Bewegung und fiel vom Pferde. Als er auf dem Rücken lag, sah man eine schreckliche Wunde; sein Leib war von einem Assegai aufgerissen, sodaß die Eingeweide hervorquollen. Das Blut war gestockt und beim Fallen begann es wieder zu fließen. Der Verwundete richtete sich halb auf und rief: „Inkos!“ und fiel dann entseelt zurück.

Umbulazi stieg vom Pferde, drückte dem Toten die Augen zu und trug ihn auf seinen Armen ins Gebüsch. „Ein tapferes Herz, Gott

gebe ihm Ruhe!" sagte er und wandte sich, um einen anderen Reiter zu begrüßen, der die Nachricht brachte, daß sie Zulu im Anmarsch seien unter Führung des Nongalaza. Eine Impy von mehreren Tausend Mann näherte sich der Drift am Umzimkulu im Eilschritt. Sie seien noch etwa fünf Meilen entfernt und in einer knappen Stunde könnten sie eintreffen.

Unterdessen versuchte man in größter Eile die Wagen durch den Fluß zu bringen. Die Ochsenführer knallten mit den Peitschen und lärmten und fluchten, das gelbe Flußwasser wurde von den schnaubenden und stampfenden Ochsen aufgewühlt. Die Weiber setzten in großen Schritten durch die erregten Wasser und hatten trotz der Gefahr noch Sorge um ihre Schmuckgegenstände; die Kinder waren auf den Rücken ihrer Mütter geklettert.

Als endlich alle Wagen das jenseitige Ufer erreicht hatten, formierte sich die Mannschaft zu einem Halbkreise und marschierte geschlossen zum Ufer zurück. Ein Kundschafter sprengte heran mit der Meldung, in kaum zehn Minuten würden die Zulus eintreffen.

Nun setzten auch wir über und Umbulazi teilte seine Mannschaft in zwei Haufen. Der eine unter Befehl des Inkos Frank blieb bei den Wagen, die so schnell als möglich voranstrebten; der andere Haufen blieb zur Verteidigung des Flußüberganges zurück.

Der Inkos stellte die Assagai-Träger in einen geschlossenen Trupp am Rande des Flusses auf und ernannte mich zum Befehlshaber, da ich im Gebrauch von Feuerwaffen keine Übung besaß; alle anderen Kehlas waren damit vertraut. Rechts und links von meinen Leuten standen die Schützen und so erwarteten wir die Feinde.

Einige Minuten später sprengte ein Reiter heran und stürzte sich mit dem Pferde in das hochaufsprühende Wasser und schrie: „Die Zulu, die Zulu, sie kommen!“

Gleich einer schwarzen Meereswoge mit weißem Schaum gekrönt wälzten sich die Zuluschwärme heran. In wilder Flut ergossen sie sich den Abhang hinab, der zum Flusse führte.

Ich sah, wie Umbulazi mit der Hand seinen Schützen ein Zeichen gab, nicht zu feuern. Als aber die Feinde in das Wasser drangen, feuerte Umbulazi und sogleich krachten auch die Büchsen der anderen wie ein Donnerschlag.

Die erste Reihe der Zulu-Armee fiel und die Körper wurden vom Wasser fortgerissen; aber die nachfolgenden Scharen drängten unerschrocken nach und ehe die Gewehre wieder geladen waren, standen wir im Handgemenge.

Ich hielt im Vordertreffen und ritt, die Streitart schwingend, bis an den Rand des Wassers, indessen die Zulu, welche nicht getroffen worden waren, mit wildem Ansturm das Ufer zu erstreben suchten. Ein Duzend Asssegais bligten mir entgegen. Ich fuhr mit der Art aus und spaltete einem Feinde den Kopf. Da fühlte ich einen Stich im Schenkel, dann stürzte ich mich mit meinem Pferde ins Wasser mit dem Rufe: Umbulazi, Umbulazi, und hieb rechts und links ein. Ich erinnere mich kaum noch an das Gemetzel. Ich weiß nur, daß ich alles rot um mich sah, das Blut floß in Strömen. Ich drang immer weiter vor in dem wirbelnden Gewässer auf meinem scheu gewordenen Tier, das aufschlug, um sich biß und sich bäumte. Ich hatte fast die Besinnung verloren und schlug und hieb auf alles ein, bis mein Schlachttroß unter mir zusammenbrach. Ich sprang von seinem Rücken und sah mit Erstaunen, daß die Zulu durch den Fluß zurückgingen, während die Feuerwaffen ununterbrochen bligten und krachten und die fliehenden Feinde dezimierten.

Der Fluß war rot von Blut. Schwarze Köpfe mit dem Häuptlingszeichen und andere tauchten auf und trieben im Strom, ebenso die weißen Kranich- und Straußfederbüsche toter Zulukrieger.

Dreizehntes Kapitel.

Als ich mich von dem Pferde geschwungen hatte, stand dieses wieder auf: ein Asssegai war ihm durch die Brust gestoßen worden. Ein toter Zulu mit gespaltenem Kopf hielt sich noch mit erstarrten Händen an dem Tiere fest und ich besann mich voll blöder Verwunderung, ob ich wohl selbst den Mann erschlagen habe. Mein Pferd strauchelte, fiel zu Boden, schlug noch ein paarmal mit den Beinen um sich und verendete. Die Zulu zogen sich am jenseitigen Ufer bis außer Schußweite zurück. Ich stand noch immer bis an die Knie im Wasser und überlegte nun, was ich zunächst tun sollte. Da begann das tote Pferd von der Strömung erfaßt, langsam flußabwärts zu treiben. Um meine Satteltasche nicht zu verlieren, ergriff ich den Zügel und zog das Tier in leichtes Wasser, nahm ihm Sattel und Zaum ab und stieg ans Ufer, wo meine Gefährten standen.

Ich war sehr überrascht, als die Männer mich mit Lobsprüchen überhäuften. Ich wurde nicht klug aus dem Benehmen der Freunde; denn als ich in den Fluß hineinritt, glaubte ich, die anderen seien mir nachgefolgt. Nun kam auch Umbulazi, schlug mir auf die Schulter und sagte: „Tsitwa, du bist ein Held. Der Ansturm, den du allein auf die Feinde gemacht, hat der Schlacht eine günstige Wendung gegeben.“ „Bin ich

denn allein geritten?" fragte ich Umbulazi. „Ja, als es schien, daß alles schon verloren sei, hast du dich in den Fluß gestürzt und dort wie ein Teufel gewütet. Deine Streitart hörte nicht mehr auf zu wüten, selbst dein Pferd biß und kämpfte mit den Füßen gegen die Zulus, bis er zu Tode getroffen, niedersank.“

Ich war ganz verwirrt. Ich hatte doch nicht mehr getan als mein alter Inkos. Er war ja immer vorgedrungen bis da, wo der Kampf am wütesten tobte und ich war nur seinem Beispiele gefolgt. Ich freute



Unsere Missionschwester vom Kostbaren Blut, im Dienste der Ärmsten.
Die Hütte eines Aussätzigen in Rhodesia, Süd-Afrika.

mich, daß Umbulazi mit mir zufrieden war und ich gedachte mir etwas etwas von ihm zu erbitten. Ich bat also um das schwarze Roß, das der Umsaan geritten, der uns die Nachricht von der Hinmählung der Abantu gebracht hatte. Der Inkos lachte. „Das kannst du haben; du bist ein seltener Kämpfer und sollst nicht durch Fußmärsche ermüdet werden. Hättest du sonst noch etwas gerne?“ Ich wußte augenblicklich nicht, was ich mir noch wünschen sollte.

„Du bist ein Pfönig unter den abantu,“ sagte Umbulazi; „es ist aber immerhin gut, daß du so mäßig bist in deinen Forderungen, denn ich bin jetzt nicht mehr so reich, seit Dingaan mir mein Vieh abgenommen hat.“

Die Zulus hatten sich vom Fluße zurückgezogen und sich außer Schußweite gesammelt, um über einen neuen Angriff zu beraten. Wir dagegen standen kampfbereit in Erwartung eines neuen Angriffes. Umbulazi ordnete selbst die Schlachtreihe und richtete kraftvolle, ermunternde Worte an alle. Er hieß uns standhalten und den Feind nicht über den Fluß herüberkommen zu lassen. Er erklärte uns, daß der Feind nur ungefähr 40 Mann hoch anrücken könne, wir könnten ihn vom Erklimmen der Uferbrücke zurückhalten, während die Gewehrträger sie niederschießen sollten.

Ich zweifelte indessen sehr, ob unsere schwarze Mannschaft im Stande sein würde, einem mit aller Kraft gemachten Angriff mit Entschiedenheit begegnen zu können. Nach meiner Meinung konnten wir uns kaum drei oder vier Minuten behaupten; aber ich sagte nichts. Zwei Stunden vergingen und nichts regte sich im feindlichen Lager, es wurde Nacht und noch blieb alles still.

Es war dunkel, der Himmel war bewölkt, kaum erkannte man den Wasserspiegel; ich fror und war bedrückt.

Nach beendigter Unterredung ritt Umbulazi mit dem Kehla an uns heran und sprach: „Männer aus den Abantu! Die Zulu können an dieser Stelle nicht über den Fluß kommen, ehe einige Tage verstrichen sind. Ich fürchte indessen, sie haben sich zu der Drift begeben, wo der Umzimkulwana (kl. Umzimkulu) in den Umzimkulu geht. Wir müssen nun dahin eilen und wenn wir sie nur für zwei Tage vom Uebergange über den Fluß abhalten, dann wird derselbe hoch genug sein, um uns im Rücken zu sichern für eine Woche. Vorwärts, marsch!“

Die Reiter trabten munter in Marschordnung und spritzten dabei den Kot nach allen Seiten. Das Fußvolk schloß sich in einem gleichmäßigen, schwingenden Marschtempo an. Wir ließen den Umzimkulu hinter uns und folgten unserm Führer den Hügel hinauf und kamen in eine ziemlich freie und offene Gegend.

Nach einem Ritte von etwa zwei Stunden wurde die Landschaft hügelig und unwegsam und wir mußten die Pferde im Schritt gehen lassen. Endlich kamen wir an den Umzimkulwana, der in einem engen Selsbette dahinschoß; auch er war gestiegen und es war offenbar für uns unmöglich, ihn zu übersehen. Umbulazi ließ Halt machen und es wurde beschlossen, die Drift des Umzimkulwana unterhalb den Höllenpforten zu halten und nicht die des Umzimkulu, wie es ursprünglich geplant war.

(Fortsetzung folgt.)



Briefauszüge.



Mit diesen erbetenen Veröffentlichungen aus Briefauszügen unserer Wohltäter soll kein Urteil gefällt werden, ob diese Erörterungen Wirkungen eines frommen Gebetes auf gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Wege eingetretten sind. Es ist aber sicher von großem Wert in unserer glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsseifer anzuführen.

Wiegelsdorf: Dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter mit dem Jesukinde, dem hl. Josef, hl. Antonius, hl. Judas—Thaddäus und hl. Gerard Majella sage ich öffentl. Dank für erhörte Gebete. Mögen die lb. Heiligen mir weiteren Schutz und Gnaden erweisen für meine Familie. Anbei 20 Mk. Mission=almojen.

M. Döbern: Anbei 10 Mk. Antoniusbrot als Dank für glückliche Entbindung. Veröffentlich. im Bergst. m. versprochen.

Goße: Dank der lb. Gottesmutter dem hl. Nat. dem hl. Johannes von Nepomuk und den 14 hl. Nothelfer für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen. Als Dank 10 Mk. Veröffentlich. war versprochen.

Innigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der lieben Mutter Gottes von Lourdes für Hilfe in schweren Seelenleiden.

Hl. Herzen Jesu, hl. Josef, hl. Antonius, Schmerzhafte Mutter Gottes.

Zum Dank dem hl. Josef zur Heranbildung junger Missionäre ein kleines Scherlein. (4 Mark)

Unser Fürbitter und Patron, der hl. Josef hat uns so sichtlich geholfen, daß wir nicht umhin können, es zu veröffentlichen. Ein Bögling unserer Anstalt erkrankte plötzlich an Blinddarm- und Bauchfellentzündung. Die Operation zeigte, daß die Gedärme ganz in Eiter gebettet waren. Arzt und Krankenschwester gaben die Hoffnung auf und äußerten: „Da kann nur noch das Gebet helfen.“ Und es half und zwar das vertrauensvolle Gebet zum hl. Nährvater Jesu. Ihm sei hier öffentlich Dank gesagt für diese Hilfe und für alle anderen Gnadenerweise, die uns schon durch seine Fürbitte zuteil wurden. Dieser Volksheiliger erweist sich nicht wie andere Heilige nur in einer Not als Helfer, wir haben ihn in allen Stücken als Nothelfer kennen gelernt.

Wzbg. Dank dem hl. Josef, der allerj. Jungf. Maria, dem hl. Antonius den armen Seelen und der hl. Rita für Erhörnung und Hilfe einer schweren Krankheit. 10 M. Antoniusbrot und Veröffentlichung versprochen.



Empfehlenswerte Bücher.



„DER HERR PROFESSOR“ hat Hermann Herz eine „kleinstädtische“ Erzählung aus einem originellen „Schulmeister“-Leben genannt (Herder, Freiburg i. Br., gebunden G.-M. 1.50). Das wohlfeile Büchlein mit einem schon äußerlich fühlbaren neckisch-humorvollen Gehalt reizt die Besucher einer auch handlung zum „Mitnehmen“. Kein Wunder, daß es wenige Wochen nach der ersten Ausgabe schon mit dem 3—4. Tausend auf den Plan tritt.

Die DEUTSCHE HELDENLEGENDE, die Lieblingschöpfung des Dichtergenies Franz Herwigs, ist vom Verlag Herder & Co. zu Freiburg i. Br. mit weißem Leinwandband umkleidet worden (6 G.-M.). Das sich so darbietende Prachtwerk begreift in sich die Einzelausgaben von acht Lebensbildern („Von der germanischen Urzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg“).

EINE MODERNE DEUTSCHE MYSTIKERIN. Leben und Briefe der Schwester Emilie Schneider, Oberin der Töchter vom heiligen Kreuz zu Düsseldorf. Von Karl Richstätter S. J. Mit 6 Bildern. Zweite bis vierte vermehrte Auflage. (4.—8. Tausend). 8 (X u. 250 S.) Freiburg i. Br. 1925, Herder; Geb. in Leinwand G.-M. 4.80.

„Ein tief ergreifendes Buch! Es zeigt uns die Herrlichkeit eines wahren Gnadenlebens gegenüber einer unechten, innerlich

armen, nur auf Gefühl und Phantasie berechneten modernen Mystik.“ So urteilt Bisch. Hugo von Mainz.

Einen Roman „DER REICHSTE FÜRST“ veröffentlichte Katharina Hofmann im Verlag Herder, Freiburg i. Br. (gebunden G.-M. 5.80). Sein heimlich-vaterländischer Gehalt hat ihm in rascher Folge vom 1. bis zum 4. Tausend verholfen. Im Mittelpunkt steht der letzte Graf und erste Herzog von Württemberg: Eberhard mit dem Bart berühmte als Stifter der Universität Tübingen und mehr noch als heißgeliebter Freund und Vater seines Volkes. Von hervorragender literarischer Warte wurde das Buch gewertet als „ein Geschenk an deutsche Volk, an die deutsche Familie, an die gehobene deutsche Schule, an das reife Alter und an die vorgeschrittene Jugend“.

DIE EHELICHE LIEBE ist von den Dichtern selten besungen worden. Aber diese seltenen künstlerischen Zeugnisse dauernder Liebe sind um so wertvoller und schöner. Darum hat sie Peter Bauer aus Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Lyrik mit feinstem Gefühl gesammelt und ihnen den gemeinsamen Titel „Die Weggetreuen“ gegeben. Gedichte sind nicht jedermanns Sache. Doch diese „Ehegedichte“ greifen ans Herz. (Soeben erschien das 5.—7. Tausend bei Herder, Freiburg i. Br.; geb. G. 3-M. und G.-M. 5.50).

Kostenlos sende ich Ihnen auf Wunsch
meinen neuen
Kunstkalender **Zimmerspruch**
über religiösen
für Pfarrhaus, Kloster und Familie.
Kunstverlag Schröder, Revelaer Rhld.

Wollen Sie
gediegene Bücher?
Verlangen Sie stets
Herder Bücher
Sie erhalten
„Bücher=chat“ kostl.
HERDER & CO.
FREIBURG I. BR.

Herz Jesu Bild
mit dem Schrift-
spruch: Sei laßtes
Herz Jesu, beichüß
unsere Familie, 87
ctm hoch, Hartg. ps-
masse bemalt 6 Mk.
Kunstverlag Schröder
in Revelaer Rhld.

Billig und gut!
Auf Ostern will sich Jedermann
Elegant u. billig kleiden, das
können Sie, wenn Sie sofort die
„Neuesten Modestoffe“
bei mir bestellen. Es kosten per
5 m. nur 5, 7, 10, 12, 15, 18, 20, 25,
27,30 Mk. Schöne Damenkleider
u. Blusenstoffe auch sehr billig.
Leopold Graf,
Mauth, (Bayern.)

**Handarbeits-
briefe**

und jede erwünschte
Fach-Auskunft
Behr-Lehrmittel
Mari Charl. Behr
Buttenwiesen 42
bei Wertingen.

**5000 bis
10 000 Mk.**

von kath. Kauf-
mann gesucht
zur Einrichtung
eines Fabrik-
betriebes gegen
Zinsen oder Be-
teiligung.
Näh. unter J. S.
Vergißmeinn.
Reimlingen.

**Lungen- und
Asthmakranken**
Ist unser Kräuter-Tee „Silvana“ von
hervorragender vorbeugender Wir-
kung. Ihr „Tee hat bei mir direkt Wunder
gewirkt“, schreibt E. W., i. P. „Auswurf,
Nachtschweiß, Fieber, Husten, Atem-
beschwerden hörten sofort auf“, „Unser
Arzt freute sich selbst, dass der Tee
mir bekommt“, „Appetit u. Wohlbefinden
hoben sich“ so lauten täglich einlau-
fende Dankschreiben. Pro Packet Mk. 1
— (oder entsprechende Auslandswähr-
ung.) Nachn. Lt. bezirksärztlicher Be-
stätigung frei verkäuflich.
Silvana-Gesellschaft,
Augsburg 8021

**Lasset die Kindlein
zu mir kommen.**
Junge Mädchen im Alter v. 18—28
Jahren, die Ordensberuf haben,
kinderlieb sind und sich gleich der
kleinen sel. Theresia vom göttl.
Kinde, dem Herzen Jesu zur Rei-
nung der Seelen, — besonders der
Pflege und Erziehung armer
Kinder — widmen wollen, finden
Aufnahme!
Kloster v. S. Engeln
München, Riesenfeld 3.

Spanische Mess-Weine.
Trocken, sherryartig Gm. 1.20 halbsüß, rot G. 1.25
vollsüß, portweinartig Gm. 1.60.
Die Preise verstehen sich per Liter im Lelhfass oder
per 1/1 Fl. incl. Glas. Bei gefl. Bestellung ist amtl. Nach-
weis über die Verwendbarkeit miteinzusenden.
Die spanischen Messweine sind infolge ihres höheren,
natürlichen Alkoholgehaltes sowie angenehmen Milde bezw.
Süße besonders Magenleidenden zu empfehlen und eignen
sich auch vorzüglich als Stärkungsweine für Kranke,
Blutarme und Rekonvaleszenten.
Fr. Will, Weingrosshandl., Hofl. Würzburg A
vereidigt für Messweinelieferung seit 1884.

Schafwolle
spinnst und färbt
zur Zufrieden-
heit die
Wollspinnerei
Tirschenreuth.

Nachdruck sämtl. Original Artikel verboten, bei vorausgeh. Uebersetzm. jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Hild.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayern, (Schwaben.)